

Nr. 217. Bromberg, den 24. September 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von **Frank Heller.**

(Deutscher Urheberrechtsschutz für Georg Müller, Verlag in München.)

(27. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Jedes Land," warf der alte Hofdichter ein, „hat seine Sitten, die zwei Meilen von der Grenze lächerlich und unbegreiflich erscheinen. Dies sollte uns lehren, zu bedenken, daß wir alle nichts anderes sind, als Spielbälle des Schicksals, wie der göttliche Zeltmacher es so treffend ausdrückt:

Nur Puppen sind wir auf dem Schachbrett Welt,
Ein Spielzeug nur, geschoben und gestellt;
Ein Zeitvertreib! — Und hat's das Schicksal satt,
Zum Kasten wandert, Stück an Stück gesellt!"

Er wiederholte eine Zeile für sich selbst in einer Sprache, die Allan nicht kannte und die etwa klang wie:

„U danad u danad u danad u . . ."

Oberst Morrel beeilte sich, das Wort zu ergreifen; Poesie gehörte offenbar nicht zu seiner Vorstellung von Horsd'oeuvres.

„Wäre es nicht an der Zeit, zu Tisch zu gehen?" sagte er. „Ew. Hoheit wissen, daß wir morgen in aller Frühe abreisen."

Yussuf Khan brach in ein Lachen aus, das Allan überraschte. Eine solche Heiterkeit erwartete man nicht von einem passiven Orientalen. Aber tatsächlich lachte Seine Hoheit so, daß er alle Zähne zeigte, wobei Allan flüchtig bemerkte, daß einer davon ganz überplombiert mit Gold war. Yussuf Khan wischte sich die Augen und sagte noch immer lachend:

„Ihr habt recht, Oberst Morrel Sahib, morgen verliert mich diese Stadt für lange Zeit aus den Augen. Gehen wir also zu Tisch!"

Der Oberst, der diese Heiterkeit, deren Ursache ihm offenbar unbegreiflich war, ganz verblüfft beobachtet hatte, zuckte die Achseln. Yussuf Khan wiederholte:

„Zu Tisch!"

Er führte selbst die Gäste zu der gedeckten Festtafel und wartete, bis alle unter dem niedrigen Baldachin versammelt waren, um dann zu sagen:

„In meinem Lande nehmen wir unsere Mahlzeiten nicht an einem Tische wie diesem ein. Aber als ich mit mir selbst über das Fest zu Rate ging, sagte ich mir zwei Dinge. Ich dachte zuerst: diese edlen Sahibs sind nicht an die Sitten meines Landes gewöhnt, und was das Essen betrifft, so lieben alle Menschen ihre eigenen Sitten am meisten."

„Das ist wahr," sagte der alte Ali, „und mein Schüler spricht gut."

„Ferner," fuhr Yussuf Khan fort, „sagte ich mir selbst: was ist schuld daran, daß ich diesen edlen Sahibs Unannehmlichkeiten bereitet habe, die ich sie nun in unwürdiger Weise durch dieses Fest bitten möchte, zu entschuldigen? Ich sagte mir selbst: meine Juwelen, denen von schlauen, kühnen Dieben nachgetrachtet wurde. Wenn nun meine Gäste diese Juwelen zu sehen bekommen, die trotz alledem von einer gewissen Schönheit sind, können sie vielleicht den Grund der Gier der Diebe begreifen und dadurch auch die Unannehmlichkeiten, die sie selbst erdulden mußten. Und deshalb —"

Er brach plötzlich ab und klatschte in die Hände.

Im Nu, plötzlich, wie der Nebel bei einem Sonnenaufgang in den Tropen verschwindet, verschwand eine Hülle aus weißer Seide, die über der Festtafel ausgebreitet gelegen war — wie es zuging, konnte niemand sehen — und Yussuf Khans Gäste starrten mit halbgeblendeten Augen auf die Juwelen Nasirabads, die sich in einer Pyramide mitten auf dem Tische auftürmten. Eine nette Tischdekoration! Allan, der Oberst und Herr van Schleeten, die sie schon gesehen hatten, standen stumm da, wieder ganz bezaubert von dem phantastischen Glanz der Steine. Aber der Familie Bowlby, die sie noch nicht gesehen hatte, entrang sich ein dreifacher erstickter Schrei. Mrs. Bowlbys Augen irrten von einem Diadem und Halsband zum anderen, halb mit naiver Bestürzung, halb mit Mißtrauen. Endlich wendete sie sich dem Maharadscha zu, der sie ernsthaft beobachtet hatte, und murmelte, indem sie auf die Familienjuwelen wies, die sie trug:

„Wollen Ew. Hoheit einen Augenblick warten, ich springe nur hinauf und lege das ab!"

Yussuf Khan winkte majestätisch mit der Hand.

„Das wäre töricht, und wir würden Zeit verlieren," sagte er, ohne sich auf irgendwelche Versuche zu Höflichkeiten einzulassen. „Nehmen wir Platz!"

Er winkte den Gästen, sich zu setzen. Neben sich plazierte er Mr. und Mrs. Bowlby, dann Allan mit Miß Helen, dann den Obersten, Herrn van Schleeten und den alten Ali. Selbst setzte er sich zu allerletzt, indem er den rechten Arm zu dem Badachin erhob. Im selben Augenblick tauchten von allen Seiten, wie es schien, aus dem Nichts, Diener mit blinkender schwarzer Haut auf, füllten die Porphyrschalen vor jedem Gaste mit parfümiertem Wasser und stellten vor jeden einen Becher mit einem rosafarbenen Getränk hin.

„Das ist Sorbet", sagte Yussuf Khan, „später kommen die Getränke, die die Sahibs lieben, aber zum Willkommengruß wünschte ich den Trank meines eigenen Landes."

Er hob das Glas mit einer majestätischen Bewegung und trank es aus.

„Möchte diese unwürdige Mahlzeit euch alle Beschwerden vergessen lassen, die ihr meinetwegen erduldet habt."

Im selben Augenblicke, in dem er seinen Becher niederstellte, fiel ein Regen von Rosen auf die Festtafel und die Gäste, und im Hintergrunde des Saales begannen die braunen Tänzerinnen einen wirbelnden Tanz, den sie auf ihren seltsamen Instrumenten begleiteten. Während Mrs. Bowlby von ihren Kissen emporschnellte, um sie anzustarren, beugte Allan sich zu Miß Helen herab, die mit träumenden Augen dasaß, als wüßte sie nicht, ob sie wachte, und sagte:

„Se. Hoheit scheint kein weiteres Attentat auf seine Edelsteine zu befürchten, da er sie hier so ausbreitet."

„Er hat ja die Leibwache um sich," sagte sie, ohne ihre Blicke von der Pyramide auf dem Tisch abzuwenden. „Sie haben aber auch gehörigen Respekt vor diesem Mirza!"

„Ich muß gestehen, daß ich ihn im Verdacht habe, wo immer zwei oder drei versammelt sind und etwas in der Nähe ist, das des Stehlens wert ist."

„Da müßte er ja hier drinnen sein," lachte sie.

Allan fuhr bei ihren leicht hingeworfenen Worten zusammen. Was war ihm doch früher am Abend eingefallen? Und nach welcher anderen Erinnerung fahndete er nur?

Yussuf Khan, der Mrs. Bowlby mit tiefem Ernst beobachtet hatte, sagte:

„Es ist unbestreitbar, daß einige der Tänzerinnen, die der Besitzer dieser Karawanserei aufgetrieben hat, nicht des Reizes entbehren. Aber ich für meine Person finde weit größeres Gefallen an Eurer Tochter, die mir herangewachsen genug scheint, um verehelicht zu werden."

Mrs. Bowlby stieß einen Schrei aus, wie ein in der Schlinge gefangener Papagei und wandte sich jäh von den Tänzerinnen ab, die in einem Zyklon von nackten Gliedern und blinkendem Gold umherwirbelten.

„Helen!" rief sie. „Helen, du darfst kein Wort von dem hören, was er sagt!"

„Nein, Mama."

„Sie sollten sich schämen!" fuhr Mrs. Bowlby an Yussuf Khan gewendet fort. „Sie sollten sich die Augen aus dem Kopfe schämen! Wo Sie hundertfünfzig Weiber haben, die Sie Frauen nennen, Sie sollten sich schämen, meinem armen, unschuldigen Kinde Fallstricke zu legen!"

„Diese hundertfünfzig Frauen", sagte Yussuf Khan, „sind schon lange in meinem Palast. Überdies können sie weggeschickt werden, wenn es nötig ist. Vielleicht ist es leichter, eine Frau zu lieben als hundertfünfzig."

Mrs. Bowlby umklammerte ihren Sorbetbecher, wie um ihn ihm an den Kopf zu werfen und starrte ihn sprachlos an. Yussuf Khan fuhr ebenso ruhig wie immer fort:

„Mein Geschlecht zählt achtundvierzig Ahnen, und von meinem Palast und meinen Besitztümern legen diese Juwelen ein wenn auch unwürdiges Zeugnis ab. Wäre der Juwelenkünstler, der zur Linken meines Lehrers sitzt, nicht von einem Weibe betört worden, worum wir ihn alle beneiden müssen, hätten diese Juwelen ein anderes und gewinnenderes Aussehen."

„Helen!" schrie Mrs. Bowlby mit erstickter Stimme, „Helen, höre nicht auf ihn!"

Miß Helen wollte etwas antworten, und die schwarzen Diener erschienen eben in feierlicher Prozession mit einer Reihe Silberschüsseln in den erhobenen Händen, als Allan eine Idee durchzuckte. Die Erinnerung, nach der er gesucht hatte, war aufgetaucht, und im selben Augenblick war die Idee gekommen — wahnsinnig, aber!! Er beugte sich hinter Miß Helens Rücken zu Oberst Morrel vor. Er flüsterte dem Obersten zwei Fragen zu, worauf dieser ihn anstarrte wie einen Wahnsinnigen, bis er endlich die Sprache wiederfand.

„Ja, was zum Henker soll das heißen?" brüllte er. „Sind Sie denn ganz toll?"

Allan erhob sich von seinem Platz.

„Was das heißen soll?" rief er, indem er mit blitzenden Augen auf Yussuf Khan deutete. „Das soll heißen, daß der Mann, der da sitzt, gar nicht Yussuf Khan, Maharadscha von Nasirabad ist!"

Er hatte kaum diesen Satz herausgeschleudert, als an die Eingangstür des Festsaales geklopft wurde. Sie öffnete sich, und drei wunderliche Gestalten erschienen auf der Schwelle.

Zuerst kam der Mann, der behauptet hatte, einem Feste in seinem eigenen Hotel nicht beiwohnen zu können — der Direktor des Grand Hotels Hermitage. Dann kam eine Frau, bei deren Anblick Mrs. Bowlby zurückprallte wie vor dem Anblick einer Klapperschlange, und schließlich ein Mensch im zerdrückten Anzug und nicht ganz reinem Kragen, der eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Maharadscha von Nasirabad aufwies.

XIII.

Yussuf Khans Heirat.

Der Direktor des großen Hotels brach das Schweigen, das durch seinen und den Eintritt der anderen zwei Personen in den Festsaal entstanden war. Er wendete sich an Oberst Morrel und sagte mit einer entschuldigenden Betonung auf jedem Wort, das er sprach:

„Herr Oberst, Sie müssen mein Eindringen in Ihre Gesellschaft verzeihen. Sie können sich denken, daß es nicht ohne zwingende Gründe geschieht. Ich werde das, was vorgefallen ist, so kurz und deutlich erzählen, als ich kann."

Vor zwanzig Minuten wurde ich in das Bureau gerufen, mit dem Bedeuten, daß meine Anwesenheit unumgänglich notwendig sei. Ich eilte hinunter und fand diese Dame, in der ich Mrs. Langtrey erkannte, die einige Zeit im Hotel gewohnt hat, und diesen Herrn, der eine gewisse Ähnlichkeit mit Sr. Hoheit hat (der Direktor verbeugte sich in der Richtung von Yussuf Khan). Ich traute meinen Augen nicht, als ich Mrs. Langtrey sah, die, wie wir wissen, vor zwei Tagen ein kühnes Attentat auf die Juwelen Sr. Hoheit versucht hatte, über das einer der Gäste Sr. Hoheit die ausführlichsten Aufklärungen geben kann. (Der Direktor verbeugte sich leicht gegen Herrn van Schleeten, der ganz starr dasaß, die Augen auf Mrs. Langtrey geheftet). Bevor ich noch meine Bestürzung aussprechen konnte, sagte Mrs. Langtrey: „Ich weiß genau, was Sie sagen wollen. Es ist unnötig. Ich bin Mrs. Langtrey, die in Ihrem Hotel gewohnt hat; das ist der Maharadscha von Nasirabad, der vor fünf Tagen geraubt wurde". „Wie können Sie es wagen, zu behaupten, daß dieser Mensch der Maharadscha ist", rief ich aus, „ich weiß doch, daß der Maharadscha gerade jetzt ein Abschiedsfest in meinem Hotel gibt!" „Der Maharadscha", erwiderte Mrs. Langtrey, „ein sauberer Maharadscha! Der Mensch, der heute abend in Ihrem Hotel das Fest gibt, ist nicht mehr Maharadscha als Sie selbst oder der Portier hier. Ich verlange, augenblicklich in den Festsaal hinaufgeführt zu werden." Jetzt wurde mir die Sache zu bunt, und ich wollte die Dienerschaft rufen, um Mrs. Langtrey aus dem Hotel zu weisen, als sie mir zuvorkam und sagte: „Tun Sie nicht etwas, was Sie bereuen würden! Wir wollen nur ungerne mit Hilfe der Polizei eindringen, aber wenn es notwendig ist, werden wir es tun." Nach dieser Äußerung glaubte ich nichts anderes machen zu können, als die Gesellschaft hierher zu begleiten, wie sie es wünschte."

Der Direktor verstummte. Der Oberst blickte wie ein Schlaftrunkener um sich, bald starrte er den Direktor, bald Allan an, bald die zwei Personen, die auf den Thron von Nasirabad Anspruch erhoben. Der zuletzt Erschienene, der Mann in Mrs. Langtreys Gesellschaft mit dem zerdrückten Frack, ergriff das Wort:

„Wie lange werde ich noch warten müssen, bis dieser Verbrecher, der mein Aussehen gestohlen hat, in Ketten gelegt wird?" sagte er. „Fünf Tage bin ich in seinen und seiner Bande Händen gewesen, und nun ich wiederkomme und finde, daß er meinen Namen, wenn auch nicht mein Hab und Gut, gestohlen hat, werde ich behandelt, als wäre ich er. Oberst Morrel Sahib, wie lange werde ich noch warten müssen, daß der Verbrecher in Ketten gelegt wird?"

Der Oberst starrte von ihm zum Maharadscha am Tisch, ohne eine Silbe hervorbringen zu können. Er kannte den Maharadscha seit vielen Jahren; am Tische saß ein Yussuf Khan, an den er sich von tausend Gelegenheiten her erinnerte, in der Türe stand ein Mann mit eingefallenen Wangen und zerknitterter Kleidung, der wohl eine gewisse Ähnlichkeit mit dem anderen Yussuf Khan hatte, aber auch nicht mehr als das.

Aber dieses Zusammentreffen mit dem jungen Mann aus Schweden, der seine absurde Behauptung fast im selben Augenblicke hinausgeschleudert hatte, in dem sie in so eigentümlicher Weise von anderer Seite vorgebracht wurde! Er stand noch total konfus da, als das Schweigen gebrochen wurde: Der Maharadscha am Tische wollte sprechen, aber Allan Kragh fiel ihm höchst unartig ins Wort.

„Oberst Morrel," sagte er. „Ich stellte kürzlich zwei Fragen an Sie, die Sie, wie ich sah, wahnwitzig fanden. Gestatten Sie, daß ich sie noch einmal wiederhole?"

Der Oberst nickte starr, vermutlich ohne aufzufassen, was Allan sagte, so verblüfft starrte er noch immer die beiden Kronprätendenten an.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vater.

Skizze von Wenzel Leyer.

Ferdinand Singer war Kontorist in einer Fahrradfabrik. Er wohnte mit seiner Frau und der einzigen Tochter Jette in einem schmucken Hause der Neubaukolonie am Ende der Stadt. Im Sommer hatte er eine Stunde zu gehen, winters mußte er noch in Nachtdunkel zur Haltestelle der Elektrischen. Um nicht durch Zufall einmal zu spät in die Kanzlei zu kommen, erschien er wochenlang vorzeitig an seiner Arbeitsstätte, was auf Kosten seiner Ruhezeit ging. Eine Entschuldigung hätte man ihm nicht gelten lassen. Er tat für seine Familie fast mehr, als er konnte, verzichtete auf vieles, was Männer zu erheitern pflegt. Er war klein, schwach, verschüchtert und sah kränklich aus. Seine Kleider schlotterten an seinem Körper. Seine Frau, stattlich und sauber, stach zu ihrem Vorteil von ihm ab. Jette hatte mit Töchtern guter Familien ein Lyzeum besucht. Sie war ein elegantes, bildschönes Mädel, rank und blond. Man wunderte sich oft, wie der unscheinbare Herr Singer zu solch einem Kinde kam. Frau und Tochter lohnten seine Güte nach Möglichkeit. Liebe, Ordnung, Sauberkeit, rücksichtsvolles Betreuen umgaben ihn zu Hause.

Er ertrug in seinem Berufe ein jämmerliches Leben. Von seinem Chef wurde er wegen seines schwächlichen Körpers nur als mittelmäßige Kraft angesehen. Er arbeitete, duldete und schwieg. Er mußte aushalten, des täglichen Brotes, der Seinen wegen. Bösartige Kollegen, freche Kanzleidiener, vorlaute Lehrlinge, schnippische Tippfräulein quälten und verlachten ihn. Er besaß nicht das geringste Ansehen, da er bei all den Ränken und Bosheiten mit keinem Rückhalt von oben rechnen konnte und sich nicht zu wehren imstande war. Bald fühlte er sich nur als geduldete, lächerliche Spottgestalt. Immer wieder war er friedlich und gefällig. Seine Bereitwilligkeit wurde schonungslos ausgenützt. Die Seinen ahnten die Größe seines Opfers nicht. Die Last seines demütigenden Leides mußte er während des Rückweges von sich schütteln, um mit freundlichem Gesicht in sein stilles Daheim zu kommen. Dies alles trug er viele Jahre auf seinen schwachen Schultern und in seiner empfindsamen, kindlichen Seele. Er war ein Held im zermürbenden Daseinskampf.

Heute hatte er seinen achtundvierzigsten Geburtstag. Ihm zu Ehren war schon gestern großes Reinemachen. Am Tisch, den eine feierliche rote Plüschdecke schmückte, stand ein großer Strauß. Jette wollte den Vater erfreuen und ihn aus der Fabrik, die sie seit Jahren nicht mehr gesehen, abholen. Sie hatte auch Hans Veldeck, den jungen Maschineningenieur, das erste Mal eingeladen. So war wenigstens alles auf einmal abgetan. Der Mutter hatte sie die Erlaubnis dazu abgeschmeichelt, den Vater wollte sie überraschen. Trotz aller Bescheidenheit kannte sie den Wert und die Macht ihrer unberührten Schönheit. Deshalb stand sie dem Werben des stattlichen Veldeck anfangs kühl gegenüber, weder durch Lebensweise noch Worte hatte er merken lassen, daß er der Sohn eines großen Stahlwerkbesitzers war. Durch Zufall hatte sie davon erfahren, ihr Verhalten jedoch nicht geändert. Veldeck wich nicht. Ihre strahlenden, graublauen Augen hatten es dem Manne angetan.

Jette stand vor dem rohen Ziegelbau, in dem die Bureauräume untergebracht waren. Ohne zu ahnen, welche Rolle ihr Vater hier spielte, fragte sie den Portier nach der Kanzlei des Herrn Singer.

„Der kleine Singer? Wird halt wieder Überstunden schinden müssen. Zweiter Stock, Tür Nummer 9." Im ersten Stock erkundigte sich ein Diener, wohin sie gehe. Als sie nach Herrn Singer fragte, antwortete der Mann in einem unverschämt vertrauten Ton.

Tür Nummer 9: Sie klopfte. Ein Lehrling öffnete von innen. — „Kann ich Herrn Singer sprechen?"

„Augenblicklich wohl nicht, der kriegt eben seinen Tee."

Jette schob den Jungen beiseite und trat ein. Zwei Tippfräulein und ein Kontorjüngling von billiger Eleganz standen horchend an einer Tür, die in einen zweiten Raum führte.

„Sie verdienen nicht den geringsten Taglohn!" schrie jemand mit schneidender Stimme drinnen. Ein robuster, junger Mann in einem gut geschnittenen Anzug, mit zornrotem, gewöhnlichem Gesicht, riß die Tür auf. Einen Augenblick sah Jette den Vater, zusammengesunken unter den harten Worten. Der Herr warf den Flügel krachend hinter sich ins Schloß und kam höflich auf Jette zu. „Die Dame wünscht?"

„Ich habe mich in der Tür geirrt, verzeihen Sie", sagte sie und eilte davon. Die Ausflucht gelang, die Horcher hatten sich verzogen.

„Fräuleinchen, was wollten Sie eigentlich von Singer?" knarrte ihr die häßliche Stimme des dicken Portiers nach.

Der Vater durfte um alles in der Welt nichts ahnen, auch die Mutter nichts erfahren. Jette nahm ein Auto, um noch rechtzeitig nach Hause zu kommen. Vor einem Blumenladen ließ sie halten und kaufte einen größeren, schöneren Strauß.

Ihr schauderte noch immer. Sie hatte zum ersten Mal dem Leben ganz nahe ins grausame Antlitz geblickt, davor der Vater sie mit seinem abgearbeiteten Leibe gedeckt.

Noch immer erregt, durch die letzten Stunden gereift und abgeklärt, empfing sie den Gast. Hans warb wieder, er bat . . .

„Sei gut zu meinem Vater, ich liebe ihn über alles."

„Jette?"

Da bot sie ihm zum erstenmal ihre vom warmen, gesunden Blut durchströmten Lippen.

Dort kam der Vater. Sie ging ihm bis zur Gartentür entgegen, reichte ihm den Strauß, küßte seine blaugeäderten, zittrigen Hände. Ehrerbietig näherte sich Hans. Sie lachte ihm zu und nickte. Da bat er Herrn Singer, kaum vorgestellt, um die Hand seines Kindes. Der Vater sah Jette lächeln — er sagte ja. Voll Stolz betrachtete er seinen hochgewachsenen, vornehmen Schwiegersohn, der zu seiner schönen Tochter so gut paßte.

Die Mutter wußte sich vor Rührseligkeit und Hausfrauensorgen keinen Rat. Der letzte Sonnenstrahl schimmerte in des Vaters schütterem, erbleichendem Haar.

„Erlösung!" dachte Jette.

Das Leben nahm seinen Weg. Ferdinand Singer fand in einem Stahlwerk seines Schwiegersohnes ruhige Betätigung. Zwei Enkelkinder sahen die Eltern noch heran wachsen. Als die Mutter gestorben war, erhielt Herr Singer in dem großen Hause seiner Kinder liebevolle Ruhe und Pflege.

Noch nach Jahren sah Jette den toten Vater im Geiste nur in der zusammengesunkenen, gedemütigten Gestalt, wie sie ihn einst nur einen Augenblick durch die Tür beobachtet.

Birkhähne haben einen schwarzen Tag . . .

Ein sibirisches Jagderlebnis von Joseph M. Velter.

Wenn auf unseren heimischen, deutschen Jagden einmal ein Birkhahn oder gar ein Auerhahn zur Strecke gebracht wird, dann ist das ein Ereignis, das der glückliche Schütze — mit Recht — als einen besonderen Gnadenerweis St. Huberti schmunzelnd verbucht.

In den endlosen Niederungen und Urwäldern Sibiriens allerdings sieht es damit ganz wesentlich anders aus. Wieviel Jäger gibt es dort, die in der Balzzeit mit einer fast vorsintflutlichen Donnerbüchse an manchen Tagen zwanzig oder mehr Auerhähne erlegen! Das mag unglaublich klingen; aber es gibt dort Bezirke, in denen Auer- und Birkwild fast so zahlreich ist wie bei uns das Spatzenvolk. Bedauerlich bleibt nur, daß allzu oft, besonders von Bauernschützen, auch die Hühner gleich wahllos den Fleischtöpfen geopfert werden, bedauerlich deshalb, weil es nach meinen Beobachtungen wenigstens dreimal so viele Hähne wie Hühner gibt. Eine gewisse Schonzeit genossen die Tiere allerdings in den ersten Jahren nach Krieg und Revolution, weil damals der Wert einer Patrone in keinem Verhältnis mehr zu einer Auerhahnbeute stand, und ein Schuß sich nur dann gelohnt hätte, wenn nach dem großen Vorbild des entenschießenden Münchhausen gleich ein halbes Dutzend Hähne gefallen wäre. So dicht aber sitzen die stolzen, wenn auch keineswegs scheuen Vögel indes selbst in Sibirien nicht.

Nun, eines Tages hatte auch ich Gelegenheit, das Jagdverfahren der Sibiriaken kennen zu lernen und mit einem eingeborenen Jäger an die dreißig Birkhähne zu erlegen. Ein solch großer Abschuß mag unweidmännisch erscheinen,

doch möchte ich dem entgegen halten, daß es sich bei den eingeborenen sibirischen Jägern keineswegs um einen weidmännisch betriebenen Sport handelt, sondern um reinen Gelderwerb. Und wenn im Frühjahr bei den großen Wanderungen der Gänse ein Jäger an der Lena, wie wir es selbst erlebten, mehrere hundert Gänse an einem einzigen Tage erlegt, so ist das nicht viel anders, als wenn die Heringsfischer zur Zeit der großen Züge mit ihren Schleppnetzen auf den Fang ausziehen, anstatt mit Gerte und künstlicher Fliege fischweidgerecht ihr Opfer zu suchen.

Nachdem ich so mein doch etwas schuldbeladenes Gewissen mit dieser erklärenden Einleitung genügend beruhigt habe, mag der Bericht über den schwarzen Tag der Birkhähne folgen:

Zeitig am Morgen pochte es ans Fenster des reichlich primitiven Holzhauses eines biederen Muschik in der Nähe des Dorfes Kuleganfk, wo ich mich einquartiert hatte. Draußen standen der Ostjake, der mich in die Geheimnisse der Birkjagd einführen wollte, ein ziemlich verwildert aussehender Herr, der das Rasiermesser wohl nicht einmal dem Namen nach kannte und dessen Schneider oberflächlicher Schätzung nach die Gesellenprüfung nun und nimmermehr bestanden haben konnte.

„Es ist Zeit, Barin!" Ich stürzte in meine Gewandung. Nach einer knappen Viertelstunde zogen wir los, eine Weile längs des auf Karten wohl kaum zu findenden Labusjaflüßchens (das in den Bach mündet, der seinerseits westwärts dem Ob seine Wasser zuführt). Zwei Stunden waren wir unterwegs, als wir das Feld unserer ruhmlosen Tätigkeit betraten.

Am Rande der Taiga, unauffällig und versteckt, stand eine aus Fichtenstangen und Birkenreisern aufgebaute Hütte. Ihr entnahm, während ich es mir in dem kahlen Raum auf einer rohen Bank bequem machte, der Ostjake drei ausgestopfte Birkhähne, mit denen er verschwand. Bald darauf sah ich ihn geschickt eine Tanne in der Nähe, kaum zwanzig Meter von der Hütte entfernt, besteigen und auf ihren Zweigen die Lockpuppen befestigen.

In wenigen Minuten war er zurück, gerade früh genug, um zu beobachten, wie die ersten der scheinbar kaum mit dem Mindestmaß an Intelligenz begabten lebenden Artgenossen herzugeflogen kamen und neben den heugefüllten Gefährten ein Plätzchen suchten.

Im Flüsterton bekam ich noch eine letzte Belehrung, während immer neues Birkwild dem verderblichen Baum zuflog. Es gilt, die Vogelschar von unten her zu lichten, so daß nicht ein in der Krone des Baumes sitzendes Tier polternd durch alle Zweige bricht. Das aber ist eigentlich schon alles, was an Bemerkenswertem neu für mich war.

Neidlos überließ mir der Ostjacke den ersten Schuß. Ich zielte kurz, zog durch, der Hahn fiel im Feuer, flatterte noch ein wenig am Boden und blieb liegen. Trotz aller gegenteiligen Versicherungen war ich überzeugt, daß nach dem ersten Schusse die ganze Hühnerschar entsetzt davonstieben würde. Weit gefehlt! Nur die dem unglücklichen Opfer am nächsten sitzenden Vögel sahen sich veranlaßt, dem merkwürdigen und ungewöhnlichen Gebaren ihres Genossen mit langgewordenen Hälsen einige kühl beobachtende, interessierte Blicke zu widmen.

Jetzt schoß der Ostjake seine Donnerbüchse ab. Sie war mit Vogelschrot wohlgespickt. Zwei Hühner fielen, und was der jähe Tod der Gefährten, was der kurze, scharfe Knall meiner kleinkalibrigen Büchse nicht vermocht hatte, das brachte der dröhnende Donner des aus Väterzeiten stammenden Vorderladers meines Lehrmeisters fertig: Die Kette zog klatschenden Flügelschlages ab und baumte etwa hundert Meter weiter wieder am Taigarande auf. Der Ostjake aber, weit davon entfernt, überrascht zu sein, brummte nur vergnügt und begann neu zu laden.

Und wirklich, die Schar war kaum abgestrichen, als vom nahen Walde her andere Flüge heranschwirrten, denen die ruhig sitzenden Lockpuppen Anlaß zu neugierigem Geäuge boten, gleichzeitig aber auch durch ihre stoische Ruhe wohl die trügerische Gewähr gaben, daß es sich hier besonders gut und gefahrlos ruhen lasse.

Welch grausame Täuschung! Mit ganz geringen Pausen spieen unsere Gewehre Tod und Verderben, und als wir uns gegen Mittag auf den Heimweg machten, hatten wir an unserer Beute, die wir — wie weiland die Kundschafter ihre Riesentrauben aus dem gelobten Land — auf eine Stange aufgereiht über den Schultern trugen, eine Last zu schleppen, die uns bei dem beschwerlichen Weg, wenn man in diesen Wildnissen von Weg überhaupt sprechen darf, Schweiß genug kostete.

Man hat Sibirien das neue Land der unbegrenzten Möglichkeiten genannt. Ist es nicht wirklich so?



Bunte Chronik



*** Der tolle Hund im Juwelenladen.** „Ein toller Hund! Hilfe, Hilfe, er hat mich gebissen!" Mit diesem Schrei eilte dieser Tage eine elegante Dame die Londoner Fleetstreet, eine der belebtesten Geschäftsstraßen entlang, und Schrecken und Verwirrung verbreiteten sich, wo sie erschien, denn ein gefährlich aussehender Hund lief hinter ihr drein und suchte sie offenbar noch weiter anzufallen. Niemand aus der entsetzten Menge wagte, sich dem Ungeheuer entgegenzustellen. Frauen fielen in Ohnmacht, andere behaupteten, ebenfalls gebissen zu sein und sanken in Krämpfen zusammen — kurz, es entstand eine regelrechte Panik. Schließlich flüchtete die Dame in die zufällig offenstehende Tür eines Juwelenladens und brach dort mit dem Rufe „Ich muß sterben!" zusammen. Das bestürzte Personal eilte ihr zu Hilfe, doch auch hierher war ihr der tolle Hund gefolgt. Knurrend und geifernd kam er immer näher, die Angestellten retirierten hinter den Ladentisch, draußen staute sich die gaffende Menge, und jedermann erwartete die Katastrophe. Der Hund schien aber von momentaner Schwäche befallen zu sein, keuchend streckte er sich zu Boden, ohne sein Opfer zu beachten. In der allgemeinen Verwirrung erschien ein Herr als Retter, der erklärte, etwas von tollen Hunden zu verstehen. Er fesselte mit einem schnellen Griff das wütend nach ihm schnappende Tier und forderte die Angestellten auf, ihm schleunigst ein Auto herbeizurufen, damit er den Hund sowie auch die angeblich gebissene Dame zur Tollwut-Untersuchungsstation bringen könne. Bereitwillig willfahrte man seinem Wunsch, und er fuhr mit seinen beiden „Patienten" davon. Nachdem die Angestellten sich von ihrem Schrecken erholt hatten, entdeckten sie, daß der kühne Retter auch eine Anzahl der wertvollsten Schmuckstücke aus dem Juwelenladen mitgenommen hatte. Das Ganze war ein klug ersonnener und meisterhaft durchgeführter Trick gewesen, den die Dame, der dressierte Hund und der geistesgegenwärtige Helfer gemeinsam ausübten, damit der Letztere in der allgemeinen Verwirrung reiche Beute machen konnte.

*** Wer hat Recht?** Charles Sealsfield, der das „Kajütenbuch" und exotische Romane schrieb, nichtsdestoweniger ein guter Deutscher war und eigentlich Karl Postl hieß, Charles Sealsfield also war sehr empfindlich gegen Kritik jeder Art. Er konnte es nicht leiden, wenn einer an seinen Meisterwerken etwas auszusetzen hatte. In einem seiner Bücher hatte er das kühne Bild gebraucht: „Sein Leben war ein leeres Gefäß, angefüllt mit schmerzenden Stunden." Ein Kritiker entrüstete sich darüber: „So etwas geht nicht, Herr Sealsfield! Ein leeres Gefäß ist eben leer; nichts kann darin sein, noch nicht einmal schmerzende Stunden!" Der Dichter sah den Besserwisser von der Seite an: „Und gerade Sie klagen doch so oft über Kopfschmerzen!"



Lustige Rundschau



*** Trübe Aussicht.** De Coster, der flämische Dichter, erzählte gern die Geschichte eines niederländischen Bauern, der Weib und Kind verließ, in Amerika sich neues Glück zu suchen.

Aus Antwerpen schrieb er noch einmal seiner Gattin: „... ich gehe gleich an Bord, das Schiff hat fünfhundert Tonnen."

Die Gattin kannte ihren trinkfreudigen Mann: „Wenn die Reise lange dauert, wird er kaum damit auskommen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.